

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Anekdoten und Erzählungen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

fehlt, es zu bessern versteht; und wenn schon die und da sein schönes Steingut mit schwerem Zell belegt wird, sich seiner reichen Vorräthe an Geschirre wieder zu entledigen weiß, so, daß jetzt kaum genug gemacht werden kann, und doch scheinen manche Zeller dieses Werk, das so viele hundert Hände in Bewegung setzt, und so viele Mägen füllt, nicht recht zu würdigen.

Außer dieser Fabrik hat Zell noch ein Hammerwerk. Ich mag aber mit dem Gehämmer weder meinen noch des Lesers seinen Ohren fernere zusetzen. Gliederkranke Lesertinnen hingegen werden höchlich in das benachbarte Kleebad eingeladen, wo sie jedoch nur für ihre Glieder, aber nicht etwa für ihr Vergnügen bedient werden. Die holprigen Straßen in Zell sind wohl ein Spaß für leichte Tanzfüße, die hüpfen darüber weg; aber die meinigen erinnerten sich an Elzach. Das ganze Hänsergesicht der Stadt aber predigt einem, der seine gesunde Augen hat, recht deutlich das Alterthum dieser ehemaligen Reichsstadt. Von den Adelsgeschlechtern ist fast nichts mehr übrig als ihr Wappen an den Glasfenstern des Rathhauses. Aber an den Stadtgräben und den merkwürdigen Stadtmauern sahe ich, wie sich die Zeller einst zu wehren mußten, wiewohl sie oft von den Franzosen unsäuberlich behandelt wurden. Einen alten reichen Nahrungsquell hat Zell draußen vor der Stadt an seiner Wallfahrtskapelle Maria zur Kette. Viele Tausende, wiederum hauptsächlich aus dem Elsaß, kommen dahin, verzehren ihr Geld und opfern ihre Gabe. In der Nähe der Kapelle, schon im Harmersbacher Thal, verbreiten sich die Granatschleifer bis in das Ve-

tersthal. Es werden aber nur kleine Granaten geschliffen. Das Harmersbacher Thal, das ich nun durchwandelte, war gleichsam ein Reichsvetter von Zell, denn sie stellten ihre Reichsoldaten und Reichssteuern miteinander. Doch war Harmersbach ein freyes, unabhängiges Reichsthal für sich, und hatte so gut seine eigene Regierung wie Frankfurt und Hamburg. Von seiner Reichsherrlichkeit ist nun freylich so wenig eine Spur mehr als von den Schweinsköpfen, womit oft das Rathhaus prangte, wie die Thore von Konstantinopel von Menschenköpfen. Aber dafür ist ihm geblieben, was ihm die Natur gegeben hat. Denn daß das Thal nicht so arm ist, sieht man, weil es seine 2 — 3000 Menschen nährt, und darunter recht viele wackere und tüchtige Menschen. Den letzten Spaziergang nahm ich in die rauhe Nordrach vor; freylich war da nichts mehr von den Fabriken als die bloßen Gebäude zu sehen. Schon seit mehreren Jahren hat die Glashütte aufgehört, ihr hübsches Glas zu machen. Seither ist eine Glasfabrik in Niederschoppsheim entstanden, und darum wird wohl nie mehr die Nordrachler aus ihrem tiefen Grab erstehen. Mein Herr Gevatter, der Bürgermeister und gegenwärtige Kirchengemeinderath Diels zu Labr, hatte vor einigen Jahren in Gesellschaft mit Andern auch eine Schmalzfabrik errichtet, erlitt aber so viel Schaden, daß sie aufgegeben wurde, und gleichfalls bleiben wird, was sie ist. Da nun der hinkende Vore ein sehr weiches Herz hat und ein Gevatterherz leicht angegriffen wird; so konnte ich es nicht lange in der Nordrach aushalten, sondern eilte mit betrübter Seele eilends von hinnen in die Heimath.

Anekdoten und Erzählungen.

Der kleine Schweizerseppeli.

[Fortsetzung.]

III.

Der Schweizerseppeli kommt in die Gegend von Konstanz.

(Mit einer Abbildung.)

Joseph kam ins Thurgau, wo er oft an Thür und Fenster klöpfelte mit den Worten: ich möchte gern Hirtenhuh werden, brauchen

sie keinen? ich will gewiß recht fleißig hüten! Die meisten Leute wurden durch seine kindliche unschuldige Zutraulichkeit gerührt und gaben ihm ein Almosen, wofür Joseph herzlich dankte, und dazu noch einen Haussegen versagte, der ihnen so wohl gefiel, daß ihn Joseph oft 2 mal vorsprechen mußte. So kam Joseph im Thurgau herum und hinab bis unter Konstanz, wo er in Mitte des großen Wassers ein großes Stück Land und Häuser sah. Joseph setzte sich am Ufer des Wassers nieder, sah auf die Insel,

hinüber und sagte zu sich selbst: „dort drüben brauchen sie gewiß einen Hirten, weil man naß werden muß, um hinüber zu kommen. Ich wills in Gottes Namen probieren, ob ich durchkomme oder nicht.“ Joseph stieg wirklich hinab ins Wasser, fing an zu waten, bis ihm das Wasser unter die Armelein kam. Da schrie Jemand: sieh still Kleiner! und geh nicht weiter, du müßtest sonst ertrinken; ich will kommen, und dich hinüber holen. (Siehe die Abbildung.) Joseph erschrock sehr, und setzte sich wieder ans Bord. Als der Mann mit dem Schifflein näher kam, war Joseph voll Erstaunen über den alten Mann, der ganz aufrecht in einem hohen Baum stand und ruderte; denn so etwas hatte Joseph in Toggenburg nicht gesehen. Das ist doch wunderbar, sagte er zu dem Manne, daß man in den ausgehöhlten Bäumen (wie er die Schiffe nannte) auf dem Wasser, wie auf dem Lande mit Wagen, hin- und herfahren kann. — Der alte Mann fragte den Joseph: warum er sich so tief ins Wasser gewagt, da er doch so leicht hätte ertrinken können. Joseph antwortete nicht viel, denn er war sehr furchtsam, einescheils wegen dem alten Manne, der von Natur etwas rauh spricht, obschon ers von Herzen gut meint; dann war Joseph das erstemal auf einem Schiffe, und hatte jetzt vor dem Ertrinken viele Furcht, weil dieser Mann davon gesprochen. Er hielt sich mit beyden Händen, und zitterte.

Wie nun Joseph am Gestade angekommen, ward ihm wieder auf einmal wohl und gab dem alten Mann für seine Mühe manches: „Lohn euch Gott!“ — „Aber,“ fragte er zuletzt, „wie werd ich zurück können, wenn ich wieder heim gehen will?“ Sey ohne Sorge, versetzte der Mann, ich will dich schon hinüber führen. Geh jetzt nur in diesen Hof hinüber, damit du dich trocken und wärmen kannst. (Es war im May 1817.)

IV.

Der Schweizerseppeli auf der Insel R.

Joseph ateng bin, trocknete seine Kleider und nahm die Nachtherberge im warmen Stall, wo ihm der Knecht des Hofes eine frische Strohelle aufthat, und zum Abschied sagte: „Nun gute Nacht, Kleiner, schlaf jetzt wohl.“ Die Unschuld und ein gutes Gewissen ruhet auf hartem Stroh sanft und wohl, während

im Flaumenbett der stille von der Welt geehrte Verbrecher vom eignen Gewissen gefoltert wird, und keine Ruhe findet. Früh morgens stand Joseph erquickt und munter von seiner Schlafstätte auf; aber nicht wie das Vieh neben dem er gelegen. Er kniete nieder, faltete seine Hände, sah durch das kleine Stallfensterchen hinauf zum klaren Himmel, und fing laut an, sein Morgengebet zu verrichten, weil er mit Gott sich allein glaubte. Es war aber der Knecht des Hofbauers schon in der Scheune, um das Vieh zu füttern; er wurde auf einmal auf Josephs Gebet aufmerksam, hörte ihm lange zu, und konnte ihn durch eine Oeffnung ganz beobachten und dem weinenden und betenden Joseph, der auf den Knien vor Gott sein kindliches Herz ausgoß, zu Maria der Mutter Jesu seufzte, zusehen.

Der Knecht schlich nach einer Weile still zur Scheune hinaus (als eben Joseph für seine lieben Eltern und Geschwister betete) rief dem Meister, der sich ankleidete, und sagte: „Meister, kommet und höret doch, wie der kleine Bettelbub beten kann, es geht einem durch Mark und Bein; nein, so hab ich noch Niemand beten gehört.“ Der Meister und der Knecht traten still in die Scheune; Joseph aber war schon vom Gebete aufgestanden. „Du kannst heut bei uns bleiben, sagte der Meister zu Joseph.“ Mit diesen Worten nahm er ihn an die Hand, und führte ihn heim zu den Seinigen, für die die Morgensuppe schon auf dem Tische stand. Joseph mußte mitemessen, und die ganze Zeit durch erzählen, warum er von Hause gegangen, was ihm auf der Reise begegnet u. s. w. Hierauf sagte die Frau sehr gerührt zum Manne: „wir wollen ihn bei uns behalten, bis wir ihm einen Ort wissen; er ist ja so brav.“ Es wird nicht alles kosten, antwortete der Mann; „und wenn es auch was kostet,“ fiel die Frau ein, „Gott giebt es uns anderswo wieder.“ Nun, antwortete der Mann, wir wollens mit ihm probieren.

Tags darauf begegnete der Hofbauer der Herrschaft, die von einem Spaziergange heimkehrte. Er fing gleich von Joseph zu erzählen an. Die Herrschaft wurde zum innigsten Mitleiden bewegt, und sagte: „Schick den Kleinen zu uns, wir wollen ihn auch sehen und hören. Joseph erschien vor der Herrschaft und antwortete bescheiden und sitzsam auf alle

e geße
erhalten
nagen
n hinc
Sich ge
falte
leben
und fog
n. wech
n aber
Egen
ede auf
f. hirt
e Dri
en und
de Goo
neid der

ette pil
epb sie
bezeu
t, und
sch, mi
rege ei
fo gab
r Wei
denne;
aufge
eben,
diejen
führte
e Woi
Jofeph
und es
f. mit
hienari
; aber
er ei
wied
und
a ein
Nur,
spim

der
einm
ryah
guten
e den
Nur
spit
alte



Ein Mann in einem Boot, der auf dem Rhein fährt. Im Hintergrund ist ein Dorf mit einer Kirche und einem Windmühl zu sehen. Ein Mann fällt aus dem Himmel in das Wasser.

Fragen; seine und seiner Eltern überstandene Noth, seine wunderbare Reise hieher und seine kindliche Einfalt gieng ihnen so zu Herzen, daß sie sogleich den Drang fühlten, zu helfen, was sie könnten; sie beschloffen daher unter sich, den Joseph aufzunehmen. Der Herr sieng nun an: „Kleiner! wenn du fleißig bist und gern folgest, so wollen wir dich zum Herrn Kaplan in die Schule schicken, dann mußt du unser Kutscher werden, wenn der alte treue Jacob (so heißt der Kutscher) mit Tod abgeht.“

Die vornehme Frau ließ dem Joseph in der Schlafkammer des alten Jacobs, sogleich ein neues Bett zurecht machen. Mit ihm mußte er auch beten und essen, und ihm in allem wie der Herrschaft gehorchen. Auch wurde noch am gleichen Tage für den Kleinen ein neues Kleid und Schuhe bestellt, und nach zwei Tagen gieng Joseph in seinem funkelneuen Kleide in die Schule, wo der Herr Kaplan seinen Schüler aufnahm. Joseph saß an seinem angewiesenen Orte wie angebunden und lernte so freudig, daß er die andern fünf Kinder an Fleiß und Sittsamkeit bald übertraf, und in 8 Wochen schon alles Gedruckte vom Blatt weglas. Der Herr Kaplan konnte ihn der Herrschaft nicht genug anrühmen, und nicht genug sagen, wie zufrieden er doch mit dem Schweizerseppel sey, (so nannte ihn die Herrschaft) wie Joseph so gern und freudig bete und für alles danke, und nach allem frage, ja schon alles angreifen wolle. (Die Fortsetzung und der Beschluß folgen im nächsten Jahr.)

Die Geschichte der Griechen alter und neuer Zeit, in sieben Capiteln vorgestellt.

Erstes Capitel.

Was für rühmliche Thaten die alten Griechen gegen Asien verrichtet.

Alle Welt spricht jetzt von den Griechen; die Fürsten in ihren Marmorjälen, und die Bürger auf ihren Bierbänken. Selbst die Inden treiben ihr Soldatenspiel und sind Griechen und Türken. Es ist wohl der Mühe werth, von diesem wunderbaren Volke der Griechen zu reden und zu schreiben. Schon 2000 Jahre vor der Geburt des Heilandes regten sich die Griechen. Es standen viele

gewaltige Helden auf, wovon der mannhafteste Hercules der vornehmste gewesen, also, daß man von seiner Keule, von seiner Löwenhaut und seinem Löwenmuth in allen Ländern erzählet und ihn überall abgemahlet und in Stein gearbeitet findet.

Solche Helden machten einen Bund und holten miteinander ein goldenes Viothier, das ein entseßlicher Drache am schwarzen Meer bewachte. Das war die erste Fahrt der Griechen über Land und Meer; hernach aber verbanden sich die Helden wiederum gegen die Königsstadt Troja, denn es war ein gar alter Haß zwischen den griechischen und trojanischen Fürsten und Völkern. Paris aber, der Königssohn von Troja, raubte das wunderschöne, königliche Weib Helena, und führte sie heim. Die Griechen wurden zornig und zerstörten nach zehnjähriger Mühe und Arbeit dem Räuber seine Stadt, und nahmen ihm seine Helena, Krone und Leben. Auf unsern deutschen Spielarten sieht man bis auf den heutigen Tag die stattlichsten Helden, den Hector und den Achilles abgebildet, die 10 Jahre wegen dem ehrebrecherischen Weib gestritten.

Durch die Zerstörung Troja's wurde der Name der Griechen groß, aber am größten unter allen griechischen Völkern wurde Athen; dieweil es seine Sitten und Geize hatte, und viele kunstreiche und hochverständige Männer zählte. Die Griechen aber zu Sparta schienen trotzig und gewaltig durch ihre strenge Leibesucht und harte Kriegszucht. Als nun das übermächtige und übermüthige Persien das kleine Griechenland verschlungen wollte; da erhielten die Athener den Vorzug. Allen Griechen entfiel fast das Herz; nur die Athener standen als Männer; Einer schlug zehn Perser. Da wuchs auch den übrigen Griechen wieder der Muth. Nach der großen Schmach, so die Perser durch die Athener erlitten, hat sich begeben, daß der neue Perserkönig mit einer Macht auszog, wie bei Menschengedenken nie beisammen gewesen. Es war ein Heer zu Fuß und zu Ross über 2 Millionen Streiter, die wie ein Heuschreckenschwarm Alles auffraßen und ganze Flüsse sollen ausgetrunken haben und 1200 Schiffe bedeckten das Meer. Den Griechen aber ward bange und viele ergaben sich an den König. Da machte sich auf Leonidas, der Heerführer der Spartaner, mit nicht mehr als 7000 Griechen, so lange er vermöge den Eingang zu den Athenern und Spartanern, Thermopyla, zu bewahren und dann zu sterben für das Vaterland; und dieses schwache Häuflein widerstand siegreich den Millionen des Perres. Hernach aber, als durch Verrath der Perser einen Fußsteig gewann, den Griechen besser beizukommen, führte sich Leonidas mit 1400, denn die andern sandte er heim, in der Nacht mitten unter die Perser, bis an das Zelt des Königs, daß alles floh und verfürzt ward, und sich erst am Frühmorgen erholte, da das Licht kund that, wie schwach die Griechen waren. Da fiel Leonidas; aber nur mit großem Verlust erhielten die Perser den Eingang. Als nun auch unter den Augen des Königs seine Schiffe durch die griechische List und Tapferkeit und durch einen schrecklichen Sturm zu Trümmer ging, da erschraf der König vor solchen Thaten, und

Kob auf einem schwachen Schifflein nach Hause. Also wurden die Perier in vielen Schlachten zu Wasser und zu Land gar sehr überwunden; und die Griechen trugen Preis und Ehre, Freiheit und Sicherheit davon. Auch erhielten sie das Küstenland am Inselmeer und die Inseln frey, so lange die Athener und Sparter einig waren.

Zweites Capitel.

Wie der Griechen Ruhm und Freiheit Schaden litt.

In der Noth ist der Mensch am stärksten. Die Noth hatte die Griechen zusammengepreßt, aber jetzt fuhr durch die Siege der Hochnuth und durch das persische, erbeutete Gold der Greiz in die Athener und die Eifersucht und Herrschsucht in die Spartaner. Einige Griechen hingen sich an die Athener, andere an die Spartaner. Es kam von Worten zu blutigen entsetzlichen Schlägen; den letzten theilte Sparta aus. Dieser raube Dornstrauch zerfnickte fast die liebliche Rose Athen. Hinz wiederum war eine Stadt, die hieß Theben, an der übte Sparta seine Tyrannet und Uebermacht. Die sraffe Epaminondas, ein großer thebanischer Kriegsmann und feiner Denker zugleich; er brachte seine Vaterstadt empor und Sparta herunter. Auch Athen fing an wieder aufzuathmen, denn in jedem Athener war Feuer und Liebe zur Freiheit. Als daher Philippus, der mächtige und listige König von Macedonten, ganz Griechenland unter seinen Fuß bringen wollte; so waren wiederum die Athener die fürchtbarsten auf dem Kampfsplatz gegen ihn. Sein Sohn, der große Alexander, führte alles aus, was der Vater gewollt. Die Griechen wurden ihm wie seinem Vater unterthan. Er überwältigte mit ihnen fast ganz Asien, kam in die heilige Stadt Jerusalem, in die tiefsten Sandwüsten Africas, in das uralte Babylon, und bis in das Land der Edelsteine, nach Indien. Alle Welt fürchtete ihn. So viel Glück vermochte ein schwacher Sterblicher nicht zu ertragen. Alexander wollte zuletzt ein Gott seyn, und verzehrte dennoch sein Leben in thierischer Lust und Völlerei. Seine Gedanken waren, Griechenland und Asien zu einem Volk zu verschmelzen, aber der Tod erteilte ihn; doch wurde durch ihn das griechische Wesen noch weiter verbreitet. In diesen Zeiten gab es in aller Welt Griechen, und wurde überall Griechisch gesprochen und geschrieben, wie jetzt Französisch an den Höfen der Fürsten und auf den Märkten der Kaufleute, von den Vornehmen und den Gelehrten. Ueberall hatten die Griechen auf den Küstenländern an den Meeren und auf den Inseln ihre Pfanzstädte. Selbst in Frankreich ward die große Seestadt Marseille von den Griechen besetzt. Aber alles Volk auf Erden blühet nur einige Zeit, hernach wird es welke und von einem andern zermalmt. Seit den Zeiten Alexanders konnten die Griechen nicht mehr recht bestehen. Die Griechen schlugen aus der Art der Väter, denen die Tugend das Höchste gewesen. Der Eigennus, dieser giftige Wurm, zernagte alle Blüthe und das innerste Leben; da kamen die Römer, die allein frey seyn, aber keinen

Volke auf dem Erdboden die Freiheit lassen wollten, und es gelang ihnen, wornach den Perern gelusket; sie wurden die Herren Griechenlands. Auch jetzt unter den Römern blieb Athen unter allen griechischen Städten die herrlichste und der Sitz der Künste und der Wissenschaften. Selbst die römischen Kaiser reisten nach Athen, um feiner und gelehrter zu werden, und die Römer ehrten die Griechen, als ihre Meister, am allermeisten die Athener.

Drittes Capitel.

Von dem griechischen Kaiserthum und der griechischen Religion.

Gleichwie Jedermann Weisheit und Kunst bey den Griechen lernte, so holte auch Alles guten Rath bei den griechischen Göttern, d. h. bey den klugen Priestern, die da vorgaben, ihr Rath sey Götterrath; vornemlich wallfahrte Alles nach Delphi, fragte und beschenkte reichlich die Tempel. Der reiche Croesus schickte allein 117 ungeheure Backsteine von purem Gold, die waren 6 Spannen lang, und 3 breit und 1 hoch. Der Kaiser Nero nahm auf einmal 500 Bildsäulen aus dem Tempel zu Delphi, und dennoch blieben noch 3000 übrig. Der Geist der Wahrheit gelangte aber endlich auch nach Griechenland, da verstummte der Lügegeist der Priester. Der Apostel Paulus erschien in Athen, und machte ihnen den unbefannten Gott bekannt. Er und seine Gehülfen predigten überall das Christenthum in den griechischen Städten und stifteten große Gemeinden. Aber das Heidenthum behielt noch immer die Oberhand; denn die heidnische Weltweisheit hatte zu Athen ihren Thron. 300 Jahre aber nach der Geburt des Weltheilandes gieng der Kaiser Constantin von Rom hinweg, nahm seinen Kaisersth zu Constantinopel, wurde Christ, und Viele folgten ihm in den Städten nach. 100 Jahre darauf brauchte Theodosius, der Große, Ernst und Gewalt, nahm den Heiden ihre prächtige Tempel und gab sie den Christen. Dieser Theodosius machte einen starken Riß in dem Kaiserthum; er theilte es in zwei große Stücke, in das Abendland und in das Morgenland. Die Griechen waren der Kern des neuen, morgenländischen Kaiserthums, aber freilich ein sauler Kern. Man schrie immer lauter, wie falsch und geldhungrig die Griechen seyen; es blieb nur noch ein Schatten übrig, von dem was sie gewesen, es verblieb ihnen der alte Wis und die List, den Männern ein unternehmender Geist, den Weibern ein schöner, anmuthiger Leib. Die milde Religion des Christenthums sicherte sie gegen gänzlichen Verfall in Wildheit und Nothheit. 1000 Jahr alt wurde dennoch das griechische Kaiserthum, aber auch immer schwächer und kindischer, wie ein abgelebter Greis; und es war im ewigen Fieberfrost, in heftigen Anfällen der Nachbarvölker, die in einem fort auf das griechische Kaiserthum losstürmten, ja in eigenen hitzigen Wuruben und Aufzuehren. Da ist sich billig über sein langes, wiewohl stehes Leben zu verwundern. Aber eben darum blieben die Griechen in steter Kriegszübung. Für das zweite hatten sie an Kon-

Constantinopel ein starkes Bollwerk, an dem sich die Muselmänner öfters den Kopf zerstießen. Für das dritte, half der griechische Verstand, wo die griechische Faust nicht hinreichte. Mit dem griechischen Feuer verbrannten sie ganze Flotten; sie sollen es aus Harz, Salpeter und Schwefel gemacht haben. Es durchdrang Stein, zerstörte Eisen, brannte, wo es hinkam, am Leibe fort, selbst auf dem Wasser konnte nur mit Sand und Säuren gelöscht werden, wurde in gläsernen Gefäßen verschlossen aus Röhren geschleudert und seine Bereitung, wie ein Heiligthum, verheimlicht. Für das vierte stärkten sich die Griechen, mit vielen kräftigen Hülfsvölkern, von denen geschickte und erfahrene Griechen die Hauptleute waren. Für das fünfte waren die Nachbarn, besonders die schrecklichen Muselmänner, die Erzfeinde des Kreuzes, selbst unter sich zerpalten und einander in den Haaren. Für das sechste kamen die Kreuzfahrer 200 Jahre hindurch der Türkenmacht auf den Hals. Doch trug es sich im Jahr 1204 zu, daß die Kreuzfahrer sich endlich selbst auf den griechischen Thron setzten und das Kaiserthum zerstückten, und selbst große Stücke behielten, als fast 60 Jahre darauf, die Griechen ihr Kaiserthum wieder an sich rissen. Den Grund zu ihrem gänzlichen Untergang legten aber die Griechen vornehmlich dadurch, daß sie statt nach der Religion zu thun, ewig über die Religion zankten. Schon im Jahr 1054 trennten sie sich völlig von den abendländischen Christen und erbitterten sie, deren starker Arm ihnen vorzüglich gegen die Muselmänner würde geholfen haben. Zwar verehren die Griechen, gleich den Katholiken die Schrift, die Kirchenväter und die erste Kirchenversammlung; zwar haben sie ebenso die Messe, ja noch prächtigere Kirchengebräuche, zahlreiche Klöster und viele Heiligen, die aber nur gemahlt seyn dürfen, und jeder Grieche wählt einen Heiligen zum Schutzgeist. Zwar zählen sie auch 7 Sacramente, fasten streng und noch strenger als die Katholiken; bezeichnen sich mit dem Kreuz und legen der Kreuzbezeichnung eine Wunderkraft bei. Aber sie sagen: Wir wollen keinen Pabst über uns und keinen Ablass, und wir glauben nicht an das Fegfeuer. Sie sagen ferner: Der heilige Geist geht nur vom Vater aus und nicht vom Sohn. Sie tauchen den Täufling unter das Wasser. Sie säuern das Abendmahlbrod und mischen Wasser in den Abendmahlwein, und reichen den Kelch Allen. Ihre Weltgeistlichen dürfen sogar einmal im Leben, aber nur eine Jungfrau, heirathen; also haben sie sich eine eigene Kirche gemacht und nennen sich griechisch-katholische Christen. Doch ist ein großer Unterschied zwischen griechischer Religion und Nation. In der Moldau, Wallachei, Bosnien, Servien, ist nur die griechische Religion, aber nicht Nation. Eigentliche Griechen sind: in Livadien, Morea, Albanien, Thessalien, Macedonien, auf den Inseln des Mittelmeers und noch viele in Natolien und in Constantinopel.

Viertes Capitel.

Wie die Türken Constantinopel und das griechische Kaiserthum bezwungen. Das griechische Kaiserthum wurde gar klein; die

abendländischen Christen aus der Kreuzfahrzeit behielten ihre abgerissene Stücke, hatten aus Lacedaemon und Athen ein Großherzogthum gemacht und überall viele Fürstenthümer errichtet. Der Türke aber riß ein Land und eine Stadt nach der andern an sich, daß zuletzt der Großsultan zu Adrianopel seinen Sitz hatte, und das Kaiserthum nur noch in Constantinopel und einigen kleinen Städten bestand. Selbst die Vorstadt Galata gehörte seit 200 Jahren nicht mehr dem Kaiser, sondern den Genuesern. Also hoffte der Sultan auch diese Stadt zu gewinnen; aber sie war sehr fest, auf 3 Seiten vom Meer umflossen und auf der Landseite mit 2 starken Mauern und tiefen Gräben umgeben. Ein trefflicher Hafen, durch eine Kette gespannt, verwehrete den feindlichen Schiffen den Zugang. Das aber schreckte den Sultan Muhammed keineswegs; er legte eine feste Burg auf der europäischen Küste an, gegenüber der, die sein Vater aus der asiatischen gebaut. Als die Griechen ihn von dem Bau abmahnten, da sprach er trostlich: Es ist mein Grund und Boden; wer will es mir wehren? Bald darnach geschah es, daß türkische Hölle im reifen Korn vor den Thoren Constantinopels weideten. Darüber erbosteten die Landsleute, griffen zu und erschlugen einige Türken. Muhammed schmauchte und tobte, und rüstete sich zu dem Untergange der Griechen. Als nun der Frühling gekommen, da rückte Muhammed aus Adrianopel mit 100,000 wehrhaften Türken und wohl eben so viel raubhüchtigem Gesindel. Die kleineren Städte beugten sich vor ihm, wie die Räumlein vor dem Sturmwinde. Also begab es sich den 6ten April 1453, daß Muhammed den Halbmond vor Constantinopel aufspannte. Aber auf dem tausendjährigen Kaiserthron saß ein herrlicher Jüngling, der hieß Constantin, wie der Erbauer der Stadt. Er sandte hin zu den Fürsten und Königen des Abendlandes und bat: Kommet und helfet mir um Gottes, um Christi und um eurer eigenen Gefahre willen. Aber ihr Auge war verblendet und ihr Herz verstockt; denn sie nannten die Griechen Heber. Nur 2000 Abendländer erhielt Constantin in Sold; ihr Hauptmann hieß Giustiani. Mit nicht mehr als 7000 Streitern widerstand der verlassen Jüngling, und doch schlug er den ersten Sturm zurück, und die großmächtige türkische Flotte mußte drei kleinen griechischen weichen. Da rollte Muhammed 80 leichte Schiffe über das Land in das Gewässer des Hafens; so fastete er die Christen hinten mit den Schiffen und auf der Landseite mit seinem Heer. Er sandte aber hin und schrieb an den Constantin: Gib mir von deinem Gold und werde ein Muselmänn; so will ich dein schonen. Aber Constantin schrieb ihm zurück: So lange Gott nicht zwischen uns entschieden hat, so ist es meine Pflicht, für Reich und Ehre zu streiten. Da sprach Muhammed: So soll Constantinopel mein Grab oder mein Thron seyn, und donnerte 50 Tage zu Wasser und zu Land gegen die Kaiserstadt. Die größte der Kanonen, die unter dem Namen der Kanone des Mahomed bekannt ist, schoß eine steinerne Kugel von 600 Pfund. Nur siebenmal des Tages konnte man sie abfeuern; und die ungeheure Maschine sprang dennoch zuletzt, und beschädigte eine Menge Mens-

hen, die ihr nahe waren. Als nun die Mauer
genug erschüttert waren, und die Thürme wankten
und stürzten; da gebot Muhamed den Sturm, und
reinihte seine Soldaten mit Fasen, daß sie in eine
rechte Hungerswuth gerietben. Unzählige Nacht-
feuer loderten in der Nacht rings um die Stadt,
daß die Christen sehr erschrecken und todtenbleich
dem grauenden Morgen entgegenbangten. Konstan-
tin sprach den Seinen Muth ein, und heiligte sich
zu dem blutigen Kampfe durch das Abendmahl des
Herrn, im voraus des Todes gewiß. Es kam der
29ste Mai, der dritte Pfingstag, und mit ihm der
entsetzliche Angriff von den 14 aufgeschauzten Bat-
terien und von den Schiffen. Die Griechen streng-
ten sich muthig an, aber was vermochte die kleine
Zahl? Die erste Mauer stürzte ein; Giustiani
war verwundet und wich, Viele folgten ihm nach,
da ging das Türkengedränge auch an und über
die zweite Mauer. Der Kaiser suchte und fand
seinen Tod; da flohen und zerstreuten sich die
Griechen in der Verwirrung. Es steht aber zu
Constantinopel eine gar herrliche Kirche, die So-
phientirche, noch herrlicher als Salomo's Tempel.
Die war der Christen letzte Zufluchtsstätte, aber
das Türken Schwert hieb Alles ohne Erbarmen nie-
der vom zitternden Greifen bis zum Säugling an
der Mutterbrust. Endlich ritt Muhamed in die
blutdampfende Stadt wilden und trotigen Blickes,
mit einer Keule in der Hand, umgeben von seinen
folgen und prächtigen Waffen. Als er in den alten
Kaiserpalast einzog, da schauerte ihn heimlich der
Wandel der menschlichen Dinge an, und er sprach
das bekannte persische Sprüchlein: „Die Spinne
zieht ihr Gewebe in dem Pallaste des Kaisers, die
Eule schwirrt ihr Nachtgeschrei in den Hallen des
Gebieters.“ Aber nur so einen Augenblick hatte
ihn die Menschlichkeit angewandelt; alebald wurde
er wieder der alte Blutmensch. Er verkündete
Gnade und ließ die Christen, die aus ihren Win-
keln hervortraten, niederwürgen. Nicht weniger
als 40,000 Menschen soll diesen Tag, wie in vie-
len Büchern geschrieben stehet, das Türken Schwert
gestreift haben. Andere zu vielen Tausenden wur-
den wie die Hunde zusammengebunden, und in
die Dienstbarkeit geschleppt, wieder viele Tausende
eilten auf die Schiffe, die aber fielen allzubeschwert
nieder und versanken mit ihnen; noch andere flohen
in die Gebirge und kamen meistens elendiglich um.
Die Muselmänner aber griffen zu und nahmen, was
sie fanden. Man rechnet den Raub auf 3 Millio-
nen Dukaten. Da erkannte Muhamed, wie oede
und leer die Stadt war, und berief 5000 musel-
männische Familien nach Constantinopel, damit
da ein neues Volk entstehe. Nachdem er nun die
Hauptstadt bezwungen, so machte er sich gewaltig
auf gegen die abendländischen Christen in den grie-
chischen Landen. Die Christen aber, die längst das
Wort des Stifters vergessen: Liebet euch unter-
einander, machten dem Großsultan seine Arbeit
leicht. Als sie miteinander stritten, ob ein Spa-
nier oder ein Franzose, oder ein Italiener Groß-
herzog von Athen und Theben seyn oder wer auf
der Halbinsel Morea herrschen solle, so entschied
Muhamed schnell mit dem Schwert und nahm das
Land in Besitz.

Hink. Vot. 1823.

Fünftes Capitel.

Wie hart es den Griechen unter den Türken
ergangen.

Wie Muhamed das griechische Reich nahm, so
flüchteten viele Griechen in das Gebirgsland der
Spartaner, diese vermengten sich am wenigsten mit
fremdem Volke. Man heißt sie jetzt Mainotten,
und sagte ihnen nach, daß ihnen von ihren sparta-
nischen Vorfahren nichts geblieben sey, als die List
zu rauben; denn auch ihre Kinder sind raublustig,
wie die alten Spartaner. Aber sie gleichen den Ur-
vatern auch an Tapferkeit. Auch die Griechen in
andern Gebirgslanden ließ Muhamed unangefoch-
ten. Eine jede Völkerschaft da war für sich, hatte
ihren Häuptling und zahlte an den Großherren
ihren Jahrszins. Besonders lebten in Albanien
an den Meersküsten viele freye Völkerschaften.
Auch die Inseln konnten nicht klagen; sie trieben
frey ihren Handel und wurden reich, hatten grie-
chische Obrigkeit und keine Türken unter sich. Nur
dann, wenn die türkische Flotte, wie alle Jahre zu
geschehen pflegte, die Abgaben erhob, so litten sie
durch den Muthwillen und die Gewaltthätigkeit der
Muselmänner. Aber die Griechen, die auf dem
ebenen Land wohnten, seufzten unter dem Joch.
Sie litten unter den alten Verordnungen; die lau-
teten also: Die Christen sollen in den türkischen
Ländern keine Kirchen, Klöster, Einsiedeleven und
Kapellen mehr bauen; sie dürfen ihre Kirchen nicht
wieder herstellen noch bessern; sie sollen unter sich
selbst keine Gerechtigkeit ausüben; sie sind unfähig,
vor Gericht als Kläger und Zeugen aufzutreten;
sie sollen sich erheben, wenn ein Muselmänn
naht,
und ihm ihren Platz einräumen; sie dürfen sich
nicht kleiden wie die Türken. Kein Muselmänn darf
einen Griechen grüßen: Friede sey mit dir; nimmt
der Grieche den muselmännischen Gruß an, und
beantwortet ihn, so muß er sterben. Streng hiel-
ten die Türken auf diesen Satzungen. In Smyrna,
einer großen und reichen Handelsstadt Asiens, wa-
ren 15 Kirchen für die Griechen nicht zu viel gewe-
sen, und doch besuchten sie mehr als 40 Jahre zwei
abgebrannte Kirchen, die bloß mit gewickelter Lein-
wand bedeckt waren. Dabei zwackten und plagten
die türkischen Statthalter und Richter die Griechen,
wie sie nur konnten; und nöthigten sie oft, ihren
Glauben abzuschwören. Nie soll zwar der Unter-
than die Hand gegen den Thron aufheben; aber,
wann der Unterthan wie ein Hund behandelt und
böse gemacht wird, so ist es natürlich, daß er auch
wie ein böser Hund bellt und um sich beißt. Also
war immer viel Aufruhr unter den Griechen gegen
die Türken. Schon im Jahr 1601 errichteten sie
eine Hetärie oder Verbrüderung gegen ihre Bedrück-
er, aber zu ihrem Verderben. Vor 50 Jahren
war wieder ein großer, doch unglücklicher Aufstand.
Es begab sich im Jahr 1768, als die Russen die
türkische Flotte verbrannten, daß die Türken auf
einmal 3000 Griechen von der Insel Negroponte le-
bendig spießten, denn sie gaben vor, die Griechen
hätten den Russen Mundvorrath zugeführt. Mit
diesem hielt es damals in der That die Halbinsel
Morea. Da wurden 100,000 Griechen, also der:

8

vierte Theil der Bevölkerung, in der ersten Wuth gemordet, und 30 000 in Fesseln nach der Räuberstadt Algier fortgeschleppt; und so ward 10 Jahr gegen das unglückliche Land fortgewüthet. Da bedachte der Türke, wenn er alle Griechen austrotte, so bekomme er kein Kopfgeld mehr, und hörte auf. Es wird zwar mit Wahrheit gesagt, wenn der Unterthan Noth leide, so solle er sich an seinen Landesfürsten wenden; aber auch diese Hülfe war den Griechen versagt. Der Sultan Selim, der dritte, wird wegen seiner großen Menschlichkeit gepriesen, und doch durften zu seiner Zeit die Christen keine Hand gegen eine Räuberbande von 6000 Mann aufheben, um ihr Eigenthum und ihren Leib gegen die Räuber zu schützen. Als nun zum zweitenmal die Abgesandten der geplünderten Städte zu Constantinopel erschienen; so ließ ihnen der Landesvater, vor dessen Angesicht kein Ungläubiger erscheinen darf, sagen: Ungläubige, kommt ihr noch einmal, so werde ich euch die Köpfe abschlagen.

Sechstes Capitel.

Wie die Griechen gegenwärtig aufrührisch wurden.

Es lebte aber ein alter Wütherich, der hieß Ali und war Pascha oder Statthalter über ganz Albanien. Die Albanesen aber sind meistens Ruhamedaner, doch nur aus Zwang und in Sitten und Gebräuchen mehr griechisch als türkisch, sonst kriegerisch, gute Schützen und die Fleischhacker in der ganzen Türkei, bei Unruhen aber, wie das Quecksilber, bald den Griechen, bald den Türken zugehan. Unter ihnen hatte Ali zu Janina seinen Sitz. 35 Jahre plagte und plünderte der alte Bösewicht das ganze griechische Festland, schund, spießte und köpfte nach Herzenslust. Einstens behing er mit 300 Kindlein einen großen Ahornbaum, und ergoßte sich ungemein an ihrem Zappeln und Zertergeschrei. Solches alles gefiel dem Großherrn wohl und kein Grieche durfte darüber laut werden. Da der Tyrann aber auch nach dem Sultan nichts mehr fragte, so überzog ihn dieser mit Krieg. Die Griechen leisteten gegen ihn treuen Beistand, und trieben den alten Wolf, so hieß man ihn, bis in seine Wolfegrube zurück. Als dann erkannte der Sultan die Kraft der Griechen, und verlangte, das war ihr Dank, wie sie heimgezogen, ihre Waffen; dessen weigerten sich die Sultioten, die tapferste Völkerschaft dieser Gegend, und wandten sich endlich in der Verzweiflung zu Ali. Mit diesem hatte auch der mächtige Kaiser Napoleon einen geheimen Bund geschlossen; denn Napoleon hatte im Sinne, Griechenland zu einem Königreich für einen kaiserlichen Prinzen zu machen, und Ali sollte dazu helfen; und schon war alle Zurüstung getroffen, aber Napoleons unglücklicher Feldzug gegen Rußland kam dazwischen. Da verbrüdereten sich die Griechen im Jahr 1814 im Stillen zu einem neuen Bund; denn viele griechische Jünglinge kamen auf die gelehrten Schulen Deutschlands und Frankreichs; also, daß ein neuer freier Geist sich in ihnen regte, und allenthalben Erziehungsanstalten in Griechenland errichtet wurden. Gleich darauf, als die Su-

loten mit dem Ali verbunden, erregte ein gewisser Theodor die Bauern in der Wallachei gegen die Bojaren oder Edelleute, und kurz hernach trat ein griechischer Fürst Alexander Ypsilanti in der Moldau auf, und kündigte den 7. März 1821 allen Griechen Freiheit und Schutz vom russischen Kaiser an. Darüber frohlockten die Länder, die Türken aber flohen und viele wurden schändlich erschlagen.

Stiebentes Capitel.

Wie der Aufruhr der Griechen bis auf den heutigen Tag abgelaufen.

Es sprach das griechische Kirchenhaupt zu Constantinopel, Gregorius, ein ehrwürdiger Greis von 74 Jahren, den Fluch über alle Aufsehrer. Weil aber sein Bruder, der Bischof Nikolaus in Morea ebenfalls die Flamme zum Aufruhr anzündete; so wurde Gregorius, als er am Ostersonntage das Hochamt halten wollte, ergriffen und an der Schwelle des Tempels aufgehängt, und alle Erzbischöfe und Bischöfe dem Kerker oder dem Schwert übergeben. Dessen entsetzte sich das Volk und floh; und die Oestern, die bei den Griechen mit großer Freude, nach dem Gebrauch der ältesten Christen, begangen wird, wurde ein Blut- und Thranentag. Der Sultan übergab den Leichnam des Gregorius den Juden, ihn zu zerstückeln und den Hundten vorzuwerfen. Aber die Christen erkauften ihn den Juden um 100,000 Daster ab, und brachten ihn nach der reichen, russischen Handelsstadt Odesa, wo er mit großen Ehren bestattet ward. Ein noch größeres Unglück traf die beiden Fürstenthümer Moldau und Wallachei. Der Kaiser Alexander widersprach frey und offen, daß er dem Ypsilanti helfen wolle. Da wandten sich Viele von diesem ab. Ypsilanti und Theodor lebten in Zwietracht, und Letzterer wurde des Verraths beschuldigt. Der Fürst ergriff ihn und ließ ihn enthaupten, aber nun kamen die Türken mit vielen und zahlreichen Haufen und drangen überall mit siegendem Nordschwert vor. Die eigentlichen Griechen oder Hetaristen wurden von den Albanesen verlassen, und wichen in die mit starkem Gemäuer umgebenen Klöster, wo sie sich heldenmüthig wehrten, aber von der großen Zahl der Türken überwältigt wurden. Alles klaute den Fall der herrlichen Jünglinge. Alexander Ypsilanti floh in das Oestreichische, wo er in Haft genommen wurde. Nun loderte das Feuer des Aufruhrs mit immer heftigerer Flamme in Morea auf. In ganz Griechenland werden 20,000 Paven oder verheirathete Priester gezählt. Die in Morea mahnten zuerst das Volk von dem Aufstande ab; hernach aber, als sie die Falschheit der Türken gegen sie erkannten, so zogen sie selbst voran zum Streit mit weißen Fahnen, auf denen ein rothes Kreuz in einem Strahlenkranz. Eine Stadt nach einer Burg nach der andern fiel in ihre Hände. Die Türken vermochten sich nur noch in einigen Seeflächen zu halten. Es liegt aber in einem fruchtbaren Thal die Hauptstadt des Landes, Tripolizza, mit 12,000 Menschen. Auch diese widerstand noch. Viele Wochen setzten ihr die Griechen zu, 700 vornehme geistliche und weltliche Griechen wurden in

Ihr von den Türken als Geiseln bewahrt. Als nun die Griechen endlich die Stadt den 6. October 1821 erstiegen, so foderten sie ihre Brüder zurück. Die waren bereits aber ermordet. Darüber ergriminten die Griechen, und würgten, gegen das gegebene Wort, die gefangenen Türken nieder. So wurde Gräuel mit Gräuel vergolten. Es diente aber den Griechen gar sehr, daß Demetrius, der Bruder des Ipsilanti, zu ihnen kam, und die un-
einigen Kriegshauptlinge und Völkerschaften in Morea zusammenbrachte und auf Recht und Ordnung hielt. Es kamen aber auf seinen und anderer weiser Männer kräftigen Rath die Gesandten der Griechen aus allen frey gemachten Städten und Inseln in Morea zusammen, und ordneten ihr bürgerliches Gemeinwesen. Denn auch Athen und Theben und Thessalien, und das Geburtsland des großen Alexanders standen freudig zur Freiheit auf; und es geschahen viele und gewaltige Schlachten, vornehmlich unter dem tapfern Helden Ulpius, in denen die Griechen fast jederzeit obsiegten und Meister blieben. Auch die Inseln des Merres ringsherum bewegten sich zum Aufbruch. Es liegen aber drey kleine, nackte Felseninseln, Hydra, Ipsara und Spezia, die sind durch Handel reich, und haben viele kleine und leichte Schiffe. Die Türken aber sind zum Seedienst träge, ungeschickt, zu hoffärtig und waren bisher gewohnt, ihre Schiffe durch griechische Seeleute regieren zu lassen. Also geschah es, daß die griechischen Schiffe, wo sie den türkischen begegneten, die Oberhand erhielten. Nach dem ersten Seesieg der Griechen wurden die Türken so wild, daß 150 schöne und zum Theil fürstliche, griechische Töchter auf dem öffentlichen Markt zu Constantinopel verkauft wurden, und das Schändlichste durch die Janitscharen erlitten, also daß mehrere starben. Auch kostete dieser Sieg der Stadt Alway in Asien ihr Daseyn; denn sie wurde von Grund aus zerstört, weil sie bei Erscheinung der Flotte über die Türken herfiel. Nicht besser erging es in diesem Frühjahr der reichsten unter allen griechischen Inseln, Chios, die bisher allein dem Sultan getreu verblieben war, und sich sogar Hülfe von ihm erbitten hatte. Endlich kamen die von Samos, und beredeten sie zum Aufbruch, aber es erschien die türkische Flotte, da fielen 16,000 von Chios unter dem Schwerdt, und die andern flohen in das Gebirg. Auch der Tod des alten Wolfs, den die Türken endlich lüftig in die Falle lockten, und umbrachten, hätte den Griechen großen Schaden gebracht, wenn die Türken nach seinem Tod nicht abermahls mit den Albanesern in Handel gerathen wären. So ist nun ganz Griechenland ein blutiger Kampfplatz. Hier erblickt man ehrwürdige Trümmer des ruhmvollen Alterthums und dort Schutthaufen neuer Gebäude, hier verwüstete christliche Kirchen, dort zerstörte Moscheen der Muselmänner. Jede liegen ganze Strecken des fruchtbarsten Landes; das Waffengerölz verscheucht den Landmann vom friedlichen Pflug. Dem Menschenfreund blutet das Herz, wenn er hier den Türken sieh, wie er dem gefangenen Griechen Hand oder Fuß abbaut, das Fleisch röstet und den Verstummelten zwinat, sein eignes Fleisch zu essen, oder wie der 10jährige Türkenbube den griechischen Kna-

ben mit dem Messer durchbohrt, oder wie dort der Grieche einen Türken lebendig am Spieß brater, oder, wenn er vernimmt, wie Constantinopel und Smirna mehreremal im Christenblut schwammen, und daß in diesen Hauptstädten bereits 60,000 vornehme Familien gezählt werden, die an den Bettelstab gesunken sind. Daher nahmen fast Alle in der ganzen Christenheit Antheil an der Griechen Sache. Es wurden Griechenvereine gestiftet, Gelder gesammelt, Wehrmänner und Schiffe gerüstet. Franzosen, Polen, Spanier, Italiener, vornehmlich aber die Deutschen nahmen sich der Griechen an. Denn es ging fast allen zu Herzen, daß diejenigen, welche sich mit ihnen zu demselben Kreuze bekennen, und eine Hoffnung haben, und deren Vorfahren die Lehrmeister der Welt gewesen, sollten von den unmenschlichen und rohen Feinden des Kreuzes verderbt und zerstückt werden; und fast wäre es zu einem neuen Kreuzeszug gekommen. Nur die Juden aus Glaubenshaß, aus Geiz und Eifersucht gegen die Griechen, ließen sich von den Türken als Spione und Verräther gebrauchen, daher, wenn der Grieche einen Juden fing, so mißhandelte er ihn auf das entsetzlichste. Am meisten hofften die Griechen von dem russischen Kaiser. Er forderte auch streng, daß die Türken die zwei Fürstenthümer über der Donau, die sie fast zu Wüsten gemacht, verlassen, und den Griechen die zerstörten Kirchen wieder aufbauen sollten. Da aber der stolze Großsultan nicht nachgeben wollte, so redeten ihm am allermeisten die Engländer zu, die sich in diesen Zeiten als gute Freunde gegen ihn erwiesen; denn sie fürchteten, wenn es zum Krieg komme, so möchte Rußland siegreich und übermächtig werden, und wenn die Griechen aufkommen, der englische Handel Abbruch leiden, auch die Pest des Aufbruchs die ihnen unterthänigen benachbarten joni-
schen Inseln anstecken. Also scheint sich der Großsultan gegen die Russen zum Ziel zu legen; zumal, da den Griechen an den Persern, die in das türkische Reich fielen, ein neuer Glücksstern aufgegangen. Demnach ist das Schicksal der Griechen bis auf den heutigen Tag unentschieden.
(Geschrieben im Juni 1822.)

Merkwürdige Bewahrung eines Kindes.

(Mit einer Abbildung.)

Auf dem hohen Thüringer Walde, in der Gegend von Hildburghausen, trug sich im Winter, wie es scheint zu Anfang des Jahrs 1819, eine merkwürdige Geschichte zu, welche in einem der ersten Stücke der Dorfzeitung vom Jahr 1820, welche in Hildburghausen herauskommt, folgendermaßen beschrieben wird:

Unsere Gegend auf dem hohen Thüringer Wald hatte diesen Winter immer so viel Schnee, daß wir Alten Holz anschleifen und unsere Jungen ihre gewöhnlichen Schlitten-

parthien anstecken konnten, ob sie gleich keinen Peß, sondern nur ein tüchtigtes Hemd auf dem Leibe haben.

Ein solcher Hemdläufer, ein Knabe von vier Jahren, begegnete uns gestern Abend draußen vor dem Dorfe und wollte zu seinem Vater, der in's Holz gegangen war. Der krause Kopf des kleinen rotbackigen Jungen war schneeweis von Reif, denn es war fürchterlich kalt. Wir sagten ihm, der Vater wäre nunmehr wohl zu Haus, und brachten ihn so, wiewohl weinend, wieder mit zu seiner Mutter. Diese hatte, weil sie eben Erdäpfel wusch, kaum Zeit, ihn etwas auszukantzen; gab ihm Hüblers Bibelhistorie mit Bildern zum Spielen hin, und als die Erdäpfel im Ofen standen, war der Junge schon wieder draußen im Schnee. Die Mutter ruft im Hof und im Dorf, weil sie aber nichts von ihm hört und sieht, so wird ihr angst; doch denkt sie: er wird wohl mit dem Vater kommen, und legt ein Stück Holz mehr in den Ofen. Aber der Vater kommt und bringt nichts mit, als Holz, hat auch seinen kleinen Jungen nicht gesehen.

Nun erwacht die mütterliche Angst und treibt, weil der Junge im ganzen Dorfe nicht zu finden war, uns Nachbarn alle mit Laternen hinaus bis in den finstern Wald, immer voran die Mutter mit ihrem ältesten Sohne an der Hand, daß sie ihn nicht auch verliert, und er schreyen könne, wenn sie nicht mehr kann. Der ganze Wald wird hell und lebendig, wir vertheilen uns, rufen und suchen in allen Schluchten, aber vergeblich. Wir kommen wieder zusammen, es ist Mitternacht, und noch keine Spur von dem Jungen.

„Wenn er nur seine neuen Schuhe mit Nägeln an hätte,“ meint der Bruder, „so sähen wir ihn doch im Schnee.“ „Oder seine neuen Weihnachtsböschchen,“ meint die Mutter, „er muß ja erfroren seyn in der schrecklichen Kälte.“

Wir alle zitterten vor Frost, nur der Mutter ist glühend heiß. — Und ob wir gleich alle wissen, er muß todt seyn, wenn er noch im Walde ist, so wollen wir doch die unglückliche Mutter nicht verlassen, die über den knisternden Schnee in alle Schluchten hineinläuft und heißer hineinschreyt.

„Da liegt er todt!“ ruft auf einmal in

einer solchen tiefen Schlucht der älteste Bruder, und die Mutter stürzt sich schreyend auf ihren Benjamin, der mit dem Gesicht auf dem Schnee liegt. Da wacht der kleine Junge auf, sieht sich, verwundert über die Menschen und Lichter, um, klagt über keines Frost, und hängt sich freundlich an seine Mutter (siehe die Abbildung). Wie dieser zu Mutter war, das kann nur von einer Mutter nachempfunden werden, die jemals in einer solchen oder ähnlichen Lage gewesen ist.

Nachdem der kleine Junge uns alle erkannt hatte, erzählte er: „Er sey nach seinem Vater gelaufen, habe immer gerufen, aber da er den Vater nicht gefunden und es ihn gefroren, habe er wieder nach Hause zur Mutter gehen wollen. Er habe aber keinen Weg gewußt und bitterlich geweint, und da sey er, wie der kleine Samuel in der Bilderbibel, niedergekniet und habe den lieben Gott um Hülfe angerufen. Da sey der liebe Gott in einem schönen, schneeweissen, glänzenden Kleide gekommen, habe ihn bei der Hand genommen, in die Schlucht, wo kein Wind gehe, geführt, auf das Gesicht gelegt und gar freundlich zu ihm gesagt: da schlafe, bis die Mutter kommt. Er sey eingeschlafen und habe fortgeschlafen, bis ihn die Mutter geweckt habe.“

Der menschliche Straßenräuber oder Die schwarze Perücke.

Es ist bekannt, daß in England oft Männer vom feinsten Stande, und von der besten Geburt, wenn Spiel, Ausschweifung oder andere Unfälle sie in Verlegenheit setzen, die Landstrafe bereisen, und dem ersten Besten ihre (oft ungeladene) Pistole vorzubalten pflegen. Ohnlängst hielt ein junger Mensch einen reichen Wollenhändler an, der, ganz unvorbereitet auf solch einen Zufall, nicht bloß mit ein paar Guineen, sondern mit einer ziemlich ansehnlichen Banknote sich lösen mußte. Der Räuber bedankte sich höflich und sprengte davon. Da diesem aber, wie man leicht denken kann, daran gelegen war, unerkannt zu bleiben, hatte er sich, unter andern Hülfsmitteln, auch einer schwarzen Perücke bedient, die fast sein ganzes Gesicht verdeckte. Kaum war er einige Schritte von



Der
Wen
über
die
Wen
auf
nach
ein
den
on

parthien anstecken konnten, ob sie gleich keinen Peß, sondern nur ein tüchtigtes Hemd auf dem Leibe haben.

Ein solcher Hemdläufer, ein Knabe von vier Jahren, begegnete uns gestern Abend draußen vor dem Dorfe und wollte zu seinem Vater, der in's Holz gegangen war. Der krause Kopf des kleinen rotbackigen Jungen war schneeweis von Reif, denn es war fürchterlich kalt. Wir sagten ihm, der Vater wäre nunmehr wohl zu Haus, und brachten ihn so, wiewohl weinend, wieder mit zu seiner Mutter. Diese hatte, weil sie eben Erdäpfel wusch, kaum Zeit, ihn etwas auszukanten; gab ihm Hüblers Bibelhistorie mit Bildern zum Spielen hin, und als die Erdäpfel im Ofen standen, war der Junge schon wieder draußen im Schnee. Die Mutter ruft im Hof und im Dorf, weil sie aber nichts von ihm hört und sieht, so wird ihr angst; doch denkt sie: er wird wohl mit dem Vater kommen, und legt ein Stück Holz mehr in den Ofen. Aber der Vater kommt und bringt nichts mit, als Holz, hat auch seinen kleinen Jungen nicht gesehen.

Nun erwacht die mütterliche Angst und treibt, weil der Junge im ganzen Dorfe nicht zu finden war, uns Nachbarn alle mit Laternen hinaus bis in den finstern Wald, immer voran die Mutter mit ihrem ältesten Sohne an der Hand, daß sie ihn nicht auch verliert, und er schreyen könne, wenn sie nicht mehr kann. Der ganze Wald wird hell und lebendig, wir vertheilen uns, rufen und suchen in allen Schluchten, aber vergeblich. Wir kommen wieder zusammen, es ist Mitternacht, und noch keine Spur von dem Jungen.

„Wenn er nur seine neuen Schuhe mit Nägeln an hätte,“ meint der Bruder, „so sähen wir ihn doch im Schnee.“ „Oder seine neuen Weihnachtsböschchen,“ meint die Mutter, „er muß ja erfroren seyn in der schrecklichen Kälte.“

Wir alle zitterten vor Frost, nur der Mutter ist glühend heiß. — Und ob wir gleich alle wissen, er muß todt seyn, wenn er noch im Walde ist, so wollen wir doch die unglückliche Mutter nicht verlassen, die über den knisternden Schnee in alle Schluchten hineinläuft und heischer hineinschreyt. „Da liegt er todt!“ ruft auf einmal in

einer solchen tiefen Schlucht der älteste Bruder, und die Mutter stürzt sich schreyend auf ihren Benjamin, der mit dem Gesicht auf dem Schnee liegt. Da wacht der kleine Junge auf, sieht sich, verwundert über die Menschen und Lichter, um, klagt über keines Frost, und hängt sich freundlich an seine Mutter (siehe die Abbildung). Wie dieser zu Mutter war, das kann nur von einer Mutter nachempfunden werden, die jemals in einer solchen oder ähnlichen Lage gewesen ist.

Nachdem der kleine Junge uns alle erkannt hatte, erzählte er: „Er sey nach seinem Vater gelaufen, habe immer gerufen, aber da er den Vater nicht gefunden und es ihn gefroren, habe er wieder nach Hause zur Mutter gehen wollen. Er habe aber keinen Weg gewußt und bitterlich geweint, und da sey er, wie der kleine Samuel in der Bilderbibel, niedergekniet und habe den lieben Gott um Hülfe angerufen. Da sey der liebe Gott in einem schönen, schneeweissen, glänzenden Kleide gekommen, habe ihn bei der Hand genommen, in die Schlucht, wo kein Wind gehe, geführt, auf das Gesicht gelegt und gar freundlich zu ihm gesagt: da schlafe, bis die Mutter kommt. Er sey eingeschlafen und habe fortgeschlafen, bis ihn die Mutter geweckt habe.“

Der menschliche Straßenräuber oder Die schwarze Perücke.

Es ist bekannt, daß in England oft Männer vom feinsten Stande, und von der besten Geburt, wenn Spiel, Ausschweifung oder andere Unfälle sie in Verlegenheit setzen, die Landstrafe bereisen, und dem ersten Besten ihre (oft ungeladene) Pistole vorzubalten pflegen. Ohnlängst hielt ein junger Mensch einen reichen Wollenhändler an, der, ganz unvorbereitet auf solch einen Zufall, nicht bloß mit ein paar Guineen, sondern mit einer ziemlich ansehnlichen Banknote sich lösen mußte. Der Räuber bedankte sich höflich und sprengte davon. Da diesem aber, wie man leicht denken kann, daran gelegen war, unerkannt zu bleiben, hatte er sich, unter andern Hülfsmitteln, auch einer schwarzen Perücke bedient, die fast sein ganzes Gesicht verdeckte. Kaum war er einige Schritte von

dem Orte seines Fanges entfernt, als er die Haarhaube wegwarf, und weiter eilte.

Der einzige Sohn eines reichen Landbesitzers, dessen väterliches Landgut in der Nähe war, kam bald daher geritten, und sah die Perücke nicht weit von der Straße liegen, hob sie aus Neugier mit seiner Reitgerete empor, und kam auf den unglücklichen Einfall, sich einen Spas damit zu machen. „Wenn ich diese Maske (dachte er bei sich selbst) aufsetze, so würde mich vielleicht unser Hausgesinde, wohl gar meine Schwester nicht kennen. Ich habe nicht weit bis heim! Was thut's, ich will's versuchen.“ Er setzte sie auf, und ritt ganz gelassen weiter. Er mußte, ehe er auf seines Vaters Grund und Boden kam, bei einem Zollhäuschen vorbei, wo Weggeld zu entrichten war. Er that dies, unbekümmert der Leute, die er dabei stehen sah; aber desto mehr bekümmerten sich diese um ihn, denn siehe da, durch einen unglücklichen Zufall hielt hier in diesem Augenblick jene vor Kurzem geraubte Post-Chaise an, und der Wollenhändler erzählte einigen von ohngefähr angetroffenen Bekannten sein trauriges Abenteuer.

Jetzt als er, im besten Erzählen, unsern jungen Cavalier sah, und auf seinem Kopf jene Perücke erblickte, unterbrach er sogleich seine Erzählung, und rief hastig: „Sie seht da den Räuber. Greift ihn! greift ihn!“ Seine Gefährten, getäuscht wie er, legten sofort Hand an, ehe der arme bestürzte Jüngling nur ein Wort reden konnte, war er auch schon vom Pferde herunter gezogen. Es half nichts, daß er sich zu erkennen gab, nichts, daß der Zollnehmer selbst für ihn und seine Unschuld Leib und Leben zu verpfänden sich erbot, nichts, daß von allen geraubten Stücken auch nicht ein einziges bei ihm zu finden war; der Wollenhändler blieb dabei, er erkenne seinen Räuber in ihm. Das Begehren der Verhaftung mußte ihm willfahrt werden, und der peinliche Prozeß nahm seinen gewöhnlichen Lauf. Der Sachwalter des Beklagten that alles, um die Schuldlosigkeit seines Klienten ins helle Licht zu setzen. Alles war vergeblich; der Wollenhändler, auch sonst ein unbescholtener Mann, legte den Eid darauf ab, und die zwölf Geschwornen sprachen das fürchterliche Wort „schuldig“ aus. In England werden alle Gerichtshändel

bei offener Thüre geführt. Bei dem gegenwärtigen Verhör war der wahre Thäter von Anfang bis zum Ende Zuschauer gewesen, hatte aber weislich geschwiegen, bis die Geschwornen gestimmt hatten. Jetzt trat er hervor, trat zum Richter und sagte: „Der Kriminal-Prozeß sey zwar ohne alle Parteilichkeit, ganz ohne Vertretung irgend eines Gesezes geführt worden, doch scheine es ihm, als hätten Kläger und Geschworne zu viel auf den Punkt mit der Perücke geachtet. Wenn es ihm erlaubt sey, wolle er dies sogleich durch ein augenscheinliches Beispiel beweisen.“ Der Richter, der nichts eifriger wünschte, als seinen Angeklagten retten zu können, gab diesem Neuauftretenden gern Erlaubniß, seinen Beweis zu führen, und ließ ihm die Perücke reichen, die während des ganzen Handels da gelegen hatte. Er setzte sie auf, indem er dem Wollenhändler den Rücken zukehrte. Dann aber wandte er sich schnell zu ihm, und mit eben dem Blicke, dem Tone und den Gebärden der Drohung in Hand und Worten, rief er: „Deine Börse her, Elender!“ Kaum sah dieser so plötzlich das Original vor sich stehen, das ganz ein Dacapo mit ihm spielte, als er auch augenblicklich seinen bisherigen Tritum, und seinen wahren Feind erkannte. — „Mein Gott!“ schrie er auf, „ich habe mich betrogen; dieser hier ist mein Spitzbube!“ Aber eben so rasch war jener mit der schwarzen Stuze wieder herunter, und wandte sich lächelnd zum Richter: „Ew. Herrlichkeit sehen nun, wie drohend dieser gute Mann durch die Perücke gemacht wird; kaum sieht er mich ganz Unschuldigen, mich, der ich so lange unbemerkt vor seinen Augen stand, in solcher, so bit ich sogleich, seinen Gedanken nach, sein Räuber. Bei Gott ich glaube er hätte Ew. Herrlichkeit ein gleiches Kompliment gemacht, wenn Sie eher eben den Einfall gehabt hätten! Wenigstens aber hat er jetzt seinen Eid widerrufen, und den Beklagten frei gesprochen.“

Nach englischen Gesezen galt über diesen letzten Punkt keine Frage mehr, und eben so wenig konnte er nach einem schon geleisteten falschen Eid, noch einen neuen schwören, oder irgend eine Klage gegen seinen mutmaßlichen wahren Räuber anheben, zumal da gegen ihn nicht der geringste übrige Verdacht obwaltete.

Blicke auf das Jahr 1822.

Hört Menschen, was ich in den Sternen lese:
Es giebt ein vollbeglücktes neues Jahr!
Aufhören muß gewiß einmal das Böse,
Wenn Jeder thut, was schön ist, gut
und wahr.

Wohl wirds im neuen Jahr gewiß auch regnen,
Und schneien, stürmen, blitzen obendrein;
Doch wird der Himmelsvater alles segnen,
Wird unser Gott und unser Helfer seyn.
Die Flur wird sich mit Gras und Früchten

schmücken,
Und Baum und Hebe werden herrlich blühen,
Uns wird nicht Hungersnoth und Theurung
drücken,
Und wie der Zweier kann der Zweifund-
zwanz'ger glühen! —

Dann wollen wir auch wieder einmal trinken,
Dass Herz und Seele uns im Leibe lacht;
Doch Friede nur soll aus dem Becher winken
Und Bruderlieb', die Menschen glücklich
macht.

Ihr Menschen glaubts, was ich am Him-
mel lese:

Betrauet fest auf unsern alten Gott;
Sein Arm ist nicht verkürzt, er ist nicht böse,
Sein Name heißt ja Vater — Helfer — Gott.
Und merkt es fein, am Himmel steht's ge-
schrieben:

Die Zeit ist gut, und gut ist jedes Jahr;
Läßt uns nur Gott und Menschen redlich lieben
Und allzeit thun, was schön ist, gut und wahr.

Denn in die Hand der Menschen übergeben
Und in der Gegenwart, liegt alle Zeit;
Der Edle wird auch edel vorwärts streben,
Mit edeln Tharen füllen die Vergangenheit.

So laßt den Tanz der Stunden vorwärts ziehen,
Kein Zauber bannet die flüchtigen zurück:
Läßt ihr das Fetz nie ungenützt entfliehen,
Dann lacht Vergangenheit und Zukunft
euerm Blick! —

Drum merkt es, was ich in den Sternen lese:
Es giebt ein vollbeglücktes neues Jahr;
Aufhören müßt' gewiß einmal das Böse,
Wenn jeder thät, was schön ist, gut und
wahr!

Wahlberg, am 21. Dezember 1821.

Die Vogtwahl in Eichstetten.

Abgehalten den 13. April 1822.

Heb, Better Jerg, bißch au scho do,
Was isch, wie gohts? Si stimme scho.
Was hört mer denn, wuh wenn sie hie,
Bißch ebbe au scho dinne g'sie?
Nei, aber wie mer merke la,
Will ein er nuf — wuh zehni ra.
(Ein Scheitel von 400, oben ins Dorf oder 40 Stimmen.)
's isch weger na kei Kleinigkeit,
'E Vogt het wenig reini Freud,
Un wenn er denn au Tag un Nacht,
Um Bürgerruh un Friede wacht,
So blibt er doch nit ohni Kind,
Un mengmohl gohts uf Wib un Kind;
Zum Bepspiel 's darf nur Händel gee,
Wies licht kan g'sche es klage zwee,
Der Jerg will recht, der Hans will recht,
Kurzum si denke beidi schlecht! —
Denn wenn der Vogt vermittele sot,
Wuh kein vun beyde Friede wot,
So kunts natürlit zum e V'richt,
Wuh G'ses un Necht ihr Urteil spricht.
Wird einer g'straft, so muß halt gli
Der Vogt am Ganze schuldig si.
Kunt Amtsbifehl uf Amtsbifehl,
So lugt der Schuldner grus un scheßl —
Soball der Vogt, us Schuldigkeit,
'E Wörtli vum Verkaufe seit;
Wil menge brave Wiederma,
Doch au nit ewig warte la. —
Nach langem Warne wird verkauft,
Un wies no G'ses und Rechte lauft.
Denn heißt: der Vogt deh het mers locht,
Deh het mi um mi Siltli brocht.
I red just nit vun dere Zit,
Denn wirkli hen die meiste nit,
Un z' Eichstett simmer alle glich,
's het kein kei Geld, der Arm un Rich.
Doch wenn is Gott nur G'undheit schenkt,
Un d'Nebe mit sim Sege tränkt,
Denn wemmer zahle, Jessi so!
Wills Gott mer sieht so d'Sämli scho. (Am
So kumme denn, jetzt wemmer nit, 13. April.)
I dent sie were fertig si,
Un wers wer will, 's isch niemohl g'sehlt,
Ein luter bravi Männer g'wählt.
Thu jede nur si Schuldigkeit,
Wies gütig Amt so freindli seit.
Besolge nur die christli Lehr,
Denn wird am Vogt si Amt nit schwer.
Der Mensch muß doch um Glück un Ruh
Au sini Psichte selber thu. Moris.

Nachschrift. Am Jacobitag, als am 25. Ju-
li, habe ich mehr denn 50 Personen mit
neuem ächt 1822er Wein in kleiner Do-
sis bewirthet, so wie auch meinem liebe-
vollen Herrn Pfarrer ein kleines Bouteilchen
als Muster mit dem kleinen Vers zugesellt:
Beurtheilt mich nach meiner Jugend
Und als ein Wunder meiner Zeit,
Ich prophezeihe Kraft und Tugend
Und meiner Brüder Herrlichkeit.

Die neuen Sternseher.

Freund W. der Bäcker hatte ziemlich viel Gerste auf der Bühne. Sieh! da wird die Gerste auf einmal wohlfeil und wer hatte nun unglücklicher spekulirt, als Gevatter Bäcker? „Was thust du jetzt mit deinem Haufen Geld auf der Bühne?“ fragte oft polternd die Frau. „Ei, Vater, euer Geld wird von den Mäusen gefressen,“ klagten höhrend die Töchter, denen die Gerstenspizen nicht recht zu Schmeiselspizen taugen wollten. Was thun? Vier Schweine zu mästen, wäre kein übler Gedanke, die Gerste an das Geld zu bringen. (Man kaufte damals das Pfund am Schweine noch nicht um 5 und 6 kr. wie jetzt.) Es werden vier schmale lange Grunser eingestellt. „Lieber den Schweinen als den Spitzmäusen, lieber im Schweinstalle als auf der Bühne,“ war die Replik gegen Töchter und Frau. Aber es wollte die launigste Zeit die Schweine nicht länger begünstigen. Gerste wird gesucht. „Sollen täglich zwei Thaler den Schweinen vorgeworfen werden?“ murrten wieder die Hausstände; denn des Mannes Souveränität war durch die Hausconstitution ziemlich beschränkt. Fort mit der Gerste nach Basel. Wohl schreien die Igrunsenden Stallbewohner, es hilft nichts, die blanken Thaler winken — die Gerste ist verkauft. O wie wirds den armen Schweinen ergehen! Der Himmel schafft Rath. Ein Sturm (die böse Welt sagt, der Bäcker sey im Holzmangel dieser Sturm selbst gewesen) deckt den Schweinstall ab, und nun können die hungernden Grunser unmittelbar ihr Leid zum Himmel klagen. Zu was treibt der Hunger nicht? Fleißig lernten sie aufrecht an den Wänden des Stalles stehen; aber niemand wollte etwas apportiren. Ei, ei, sagte Nachbar Spasvogel: seht doch, des Bäckers Schweine sind Sternenaucker geworden! Wenns nur hilft! — Allein das Sternengucken muß eine brodtlose Arbeit seyn, dessen mögen des Bäckers Schweine Zeugniß geben, sie guckten sich immer schmaler, und gaben am Ende kaum noch einen Herrenspeck. Ihres geletzten Fleisches soll auch der Bäcker nicht würdig geachtet worden seyn, denn bald wurde es aus der Küche unberufen abgelangt; ob zur gerechten Strafe der unberufenen

Sternseheret, wollen wir dahin gestellt seyn lassen.

Ein Fuchs prellt den andern.

Luksbenz, ein pffiffiger Kerl, der wie Staberle nichts that, wenn er nicht auch etwas davon hatte, und das Vertrauen seines Herrn so listig zu benutzen wußte, daß dieser gewöhnlich nur die blaue Milch, ihm aber der fette Rahm zu Theil wurde, ließ sich doch einmal von einem Schlaupkopf garstig anführen. Es handelte sich um vorteilhafte Auslegung eines von diesem Schlaupkopf mit dem Herrn des Luksbenz über ein bedeutendes Geschäft abgeschlossenen Vertrags, und dieses hing vorzüglich von dem verschmitzten Luksbenz ab. Der Schlaupkopf ließ ihn zu einer mündlichen Besprechung zu sich einladen, und sich auf einen Augenblick aus dem Zimmer abrufen. Dem Anschein nach aus Versehen blieb eine angeblich zwischen dem Schlaupkopf und seinem Handelsfreund getroffene Verabredung auf dem Tisch zurück, welche dem pffiffigen Luksbenz ein Douceur von 100 Louisd'or bestimmte, wenn die Sache zum Vortheil des Schlaupkopfs beendigt würde. Luksbenz verschlang indessen mit Begierde den Inhalt der vermeintlichen Verabredung, freute sich sehr über die ihm darin zugedachten 100 Louisd'or, und das Geschäft wurde nach dem Wunsch des Schlaupkopfs abgethan.

Allein es wurde in der Folge keine weitere Notiz von dem vermeintlichen Versprechen der 100 Louisd'or genommen, und diesmal der pffiffige Luksbenz, wie sich der Schlaupkopf ausdrückte, blos blind geschmiert. Er soll jedoch, wie man sagt, für sein künftiges schmutziges Leben hieraus eine nützliche Lehre gezogen haben, und seitdem in ähnlichen Fällen weit vorsichtiger zu Werke gehen.

Der Predigt-Verständler.

Ein Bauer aus dem Dorfe S. wohnte am Sonntage in einem benachbarten Dorfe einer Predigt bei. Der Pfarrer, welcher da predigte, hatte eine so leise Stimme, daß die Zuhörer, welche daran gewöhnt waren, ihn kaum verstanden. Der Bauer nun, der

diese Stimme nicht gewöhnt, verstand ihn kein Wort. — Nach geendigtem Gottesdienste gieng der Bauer in ein Wirtshaus, um da Erfrischung zu holen: denn um nicht zu spät zu kommen, ging er frühe und zwar nüchtern von Hause weg. Nun waren in diesem Wirtshause mehrere Gäste zugegen, unter andern auch sein Vetter, zu welchem er sagte: „aber Vetter Hans, ihr müsse jez ai e g'lebrite Ma zum e Pfarrer ba? denn i bin in suere Predigt g'si, un ha sei Wort verstande.“

Studenten pressen die Philister.

Im verflossenen Jahre waren auf einer hohen Schule zwei Studenten. Erzflüchtlinge. Sie waren immer durstig, dabei sehr lustig, doch auch ziemlich fleißig. Da sie wenig Vermögen von Hause hatten, und jedem Reichen gleich lebten, so brachten sie es bei den Philistern so weit, daß man von ihnen gleich baare Bezahlung erbalten wollte. Als nun ihr Abzug von der Universität nahte, so dachten sie, wie sie ihren Schuster, der sie mit Geldfordern immer so hart quälte, noch pressen könnten. — Aber, was fällt einem Studios nicht ein! zu gleicher Zeit ließen sie sich jeder ein Paar Stiefeln anmessen, und bestimmten dem Schuster eine Zeit, an welcher er sie fertig haben, und ihnen bringen sollte. (Die bestimmte Zeit war gerade eine Viertelstunde vor ihrer Abreise.) Nach Verabredung schickte ein jeder den Schuster, da er die Stiefeln brachte, mit einem von diesen Stiefeln wieder zurück, den daran vorgeschützten Fehler zu verbessern. Während des Schusters Abwesenheit packten die Studenten auf, und reisten ab mit den zwei andern Stiefeln. Nun brachten sie doch ein Paar neue Stiefeln zusammen, zum tragen oder verkaufen, und hatten das Vergnügen, zu guter letzt noch einen Philister gepreßt zu haben. —

Wir sind ohne Sorgen,
So lang es uns gefällt,
Denn Philister müssen borgen
Und werden stott gepreßt. —

Hinf. Votz 1823.

Der Metzger auf dem Gänsegay.

Mit Gänsen einen Spas zu machen,
Das ist ja nichts, denkt Federmann;
Doch hier ist ja etwas zum Lachen,
Hört doch nur die Geschichte an.

Ein Metzger wollt in's Oberland
Aufs Gay wohl frühe gehen;
Doch unterwegs zur linken Hand
Sah' er ein Wirtshaus stehen.

Er sieht es kaum, er geht hinein,
Läßt sich ein Schöpplein bringen;
Da denkt er: das ist guter Wein,
Kannst noch ein Schöpplein zwingen.

Er trank so fort, und denkt dabei:
Du kannst nun besser laufen;
Da ruft ein Mann zur Thür herein:
Wollt ihr nicht Gänse kaufen?

Der Sohn vom Haus ruft: Nachbar rein,
Laßt eure Gänse sehn;
Trinkt da indeß ein Schöpplein Wein,
Es kann vielleicht geschehn.

Der Metzger geht zur Kräge hin:
Hört Mann, ich will euch sagen,
Daß eure Gänse noch mager sind!
Und fast die ein am Kragen.

Die andre streckt den Kopf herauf,
Denn sie will auch nicht lassen
Im Stich — und packt hierauf
Den Metzger an der Nasen.

Der Metzger schreit: O zeter Mord,
Du Gans mußt's Leben lassen;
Da denkt die Gans: du darfst nicht fort,
Ich hab' dich an der Nasen.

Da kam der Sohn vom Haus herbey,
Natürlich mußt er lachen,
Und macht mit großer Mühe frey,
Ihn von dem Gänserachen.

Der Metzger bat: schick doch nach Haus,
Tbuts meiner Frau zu wissen,
Ich sey noch hier, könn nicht wohl beim,
Weil mich die Gans gebissen.

Der todte Joseph.

In F. geschab ohnlängst eine Geschichte,
welche werth ist, den geneigten Lesern mit-

H

getheißt zu werden. Ein Hausvater, welcher auch Späße liebte, gab seinem Knechte einen Rath, weil der Knecht klagte, daß er immer so Durst habe, wie er ihn einmal löschen könne. Sieh, sagte Meister Jakob zum Joseph, du weißt, daß der bucklichte Schneider heute Abend wieder zu uns kommen wird, ich habe ihn gesehen, er hat einen tüchtigen Rausch, und wenn er kommt, so schlägt er dich immer und plagt dich stets. Ja, sagte Joseph, heute wollen wir ein Gespäß machen; aber Meister Jakob wie stellen wir es an? Sieh, erwiederte Jakob, wenn er zur Thüre herein kommt, so stelle dich, als wäre es dir nicht wohl, und schlägt er dich, so falle um, und thue als wärest du todt. Stille Meister Jakob, erwiederte Joseph, der Seppel kommt, (so nannte man den bucklichten Schneider) und Joseph setzte sich ganz traurig auf einen Stuhl. Unterdessen kam der lustige Seppel mit guter Laune zur Thüre herein: ei guten Abend Vater Jakob, wie geht's euch, und du Joseph, du machst wieder ein böses Gesicht, so giebt's keinen Menschen wie ich, ich bin immer guter Laune; mit diesen Worten gab er dem Joseph eine Ohrfeige. Joseph that, wie ihm Jakob gesagt, fiel um, und that gerade, als wenn er todt wäre. Vater Jakob strich ihn geschwinde an, und gab ihm Tropfen ein, indessen Seppel wie versteinert da stand, und nach allen Heiligen in und außer dem Himmel schrie: helfet mir doch jetzt, bleibt er todt, so werde ich gespießt, gesotten, geköpft und noch zuletzt gehangen; schon stieg Verzweiflung in des Schneiders Köpfschen auf, doch als Joseph wieder lebendig wurde, so glaubte er sich den Glücklichsten der Erde. Nachdem nun Joseph wieder ganz zu sich gekommen, so klagte er, daß er so Durst habe, und beehrte ein Glas Wasser. Nein, sagte Vater Jakob, Wasser darfst du nicht trinken, aber ein Gläschen Wein kann dir nichts schaden. Wer war fröhlicher als Seppel, daß er den Schaden wieder gut machen konnte: komm Joseph, ich zahle so viel zu deiner zerrütteten Gesundheit notwendig ist, und so giengen sie in den Bären und der wieder lebendig gewordene Joseph büßte seine Lust sattfam und trank sich einen derben Rausch.

A n e k d o t e n.

Ein elender Dichter hatte dem Theokritus seine Verse vorgelesen, und fragte ihn nun: welche unter allen ihm am besten gefallen haben? Die, war die Antwort, welche du weggelassen hast.

Plato wollte einmal einen seiner Gelaven züchtigen, als eben einer seiner Bekannten dazu kam; zu diesem sagte er: thue mir den Gefallen diesen zu prügeln, denn ich bin im Zorn.

Man sagte dem Nais, König in Syarta: Die von dem andern königlichen Hause beneiden ihn. So tragen sie, antwortete er, eine doppelte Last. Ihr eigenes Unglück würde ihnen schon Sorge genug machen, jetzt quälet sie auch mein und der Meinigen Glück. Der Gutberzige genießt das größte Vergnügen, da ihm nicht nur das, was ihm selbst, sondern auch was andern Gutes wiederfährt, Freude macht. Auf eine ähnliche Art vermehrt der Neider seinen Verdruß.

Der Spott ist die beste Widerlegung oder Abweisung der Tören. Man wollte bei einer gewissen Gelegenheit dem Theoprides bange machen, da man ihm als ein böses Wunderzeichen erzählte: es habe sich eine Schlange um einen Schlüssel herumgewunden. Dieses finde ich nicht wunderbar, sagte er, aber wenn der Schlüssel sich um die Schlange gewunden hätte, denn wäre es ein Wunder gewesen.

Alcibiades spielte mit andern Kindern in einer engen Gasse. Ein Bauer fuhr heran. Alcibiades bat ihn, zu warten, bis ihr Spiel zu Ende wäre, da der Fuhrmann nicht warten wollte, warf Alcibiades sich vor seinen Pferden an die Erde nieder: fahre nun, rief er ihm zu. Der Bauer erstaunte über die Entschlossenheit dieses Kindes, hielt an, und sahe zu, bis das Spiel zu Ende war. Eben dieser Alcibiades biß einst seinen Gegner im Ringen in die Hand, da dieser ihm zu stark war. Du beißest, Alcibiades, wie ein Weib, sagte ihm der andere; nein, antwortete er, wie ein Löwe.

Sokrates wurde gefragt: ob er den persischen König, der damals an Macht, Hoheit und Reichthum, alle Regenten übertraf, nicht für glücklich hielte. Dieses kann ich nicht sagen, antwortete er, denn ich weiß ja nicht, wie weise und tugendhaft er ist.

Ein Lacedämonier der die Aufsicht über einen jungen Menschen übernommen hatte, wurde gefragt, was er ihm beibringen wollte? Ich will ihn, sagte er, dahin zu bringen suchen, daß er ein Vergnügen an wohlansändigen Dingen, und einen Abscheu für schändliche Dinge habe.

Agesilaus wurde gefragt, wodurch ein junger Mensch sich Hochachtung erwerben und empor kommen könne? Dadurch, antwortete er, daß er lernt gut reden und noch besser handeln.

Eine junge einfach erzogene Bürgertochter hatte, wie es die Mode in ihrem Wohnorte mit sich brachte, die Singakademie besucht und manches artige Lied und Duett singen gelernt.

Als sie einst von ihrem Lehrer mit zu einem größern musikalischen Zirkel gezogen wurde, foderte sie ein junger Mann auf, ein Duett mit ihm zu singen, wozu sie sich um so mehr bereitwillig finden ließ, als sie das ihr vorgelegte Musikstück schon kannte und oft mit einer ihrer Mitschülerinnen gesungen hatte. Nun nannten sich aber die Singenden in diesem Duett „Du“, und der Inhalt desselben war Liebe und Zärtlichkeit. Das schien ihr denn doch unanständig, und einen unbekanntem jungen Mann öffentlich mit Du anzureden, völlig unschicklich. Um keinen Verstoß zu begeben, verwandelte sie daher bei'm Singen das „Du“ frischweg in „Sie“, welches sich zwar wunderbarlich genug anhören ließ, jedoch hinsichtlich des Silbenmaßes passte. Als aber die Stelle kam: „Dir nur allein sey mein liebend Herz geweiht,“ sang sie mit heller Stimme: „Ihnen Allen sey mein liebend Herz geweiht.“

Es konnte nicht fehlen, daß das Duett bei diesen Worten durch ein allgemeines Gelächter unterbrochen wurde, da sie einer vermeintli-

chen Unschicklichkeit noch eine schlimmere Wendung gegeben hatte.

Als Dr. Bahrdt seine erste Predigt hielt, kam ein schweres Gewitter. Den Redner verließ bei einem fürchterlichen Schläge das Gedächtniß, aber nicht die Geistesgegenwart.

Mit Würde schlug er die Bibel zu, und verließ die Kanzel mit den Worten:

„Wenn Gott vom Himmel spricht, da muß der Mensch schweigen.“

Lord S... hatte sehr schönes braunes Tuch zu einem Kleide an einen Schneider in London abgeben lassen.

Als dieser eben damit beschäftigt war, dieses Tuch, Behufs des Zuschneidens, auszubreiten, trat ein Schumacher in das Zimmer des Schneiders, um sich ebenfalls Maß zu einem Kleide nehmen zu lassen. Dem Schumacher gefiel das Tuch des Lords sehr, und nach erhaltener Auskunft, für wen es bestimmt sey, sagte er zu dem Schneider: machen Sie mir auch einen Rock, wie der des Lords, von dem nämlichen Tuch und nach dem nämlichen Schnitt.

Zufällig kam Lord S... nach einigen Tagen wieder zu dem Schneider, und es fiel ihm auf, daß dieser weit mehr von dem Tuch vor sich liegen hatte, als er ihm zugesandt. Er fragte ihn: wem dieses gehöre?

„Einem Schumacher, mit Namen John Drock,“ erwiderte der Kleidermacher: „er hat ausdrücklich gerade einen solchen Rock verlangt, als Sie bei mir bestellt haben.“

Nun gut, sagte der Lord: so schneiden Sie mein Tuch in lauter dreieckige Stücke und machen Sie dann daraus mein Kleid; ich will Ihnen zehn Guineen dafür bezahlen, aber unter der Bedingung, daß Sie auch das Andere eben so anfertigen.

„Gut, Ihr Wunsch soll erfüllt werden,“ antwortete der Schneider und machte nun zwei ganz gleiche Röcke, aus lauter dreieckigen Stückchen Tuch zusammen gestickt.

Der Schumacher kam zu dem Schneider, um sich nach seinem neuen Rock zu erkundigen, und erschreck nicht wenig, als er wohl aus hundert Fegen zusammengesetzt war und einer Schildkrötenchaale ähnlich sah. Er erhob

darüber einen heftigen Lärm gegen den Schneider; dieser erwiderte aber ganz trocken:

„Weshalb ereifern Sie sich denn so? Ich habe ja nur gethan, was Sie ausdrücklich verlangt haben. Hier ist das Kleid des Lord S...; eben so sollt' ich Ihnen eins machen. Geben Sie beide genau an, und Sie werden finden, daß sie ganz gleich sind.“

Ja, das ist wahr, Meister! sagte der Schumacher kopfschüttelnd: das soll mir aber eine Warnung seyn, künftig mich nicht mehr nach vornehmen Leuten zu richten.

Landwirthschaft.

Knochenmehl als Dünger.

Herr Georg Bausch, in Freyburg wohnhaft, hat nach dem Muster der englischen zwei Düngmehl-Fabriken errichtet, die eine in Freyburg, die andere nahe bei Lahr. Er liefert den Zentner um 4 fl.

1) Dieses Düngmittel eignet sich vorzüglich für einen schweren, kalten, lehm- und grundartigen Boden; zu Sandboden hingegen ist dasselbe etwas zu bizig und daher nicht so anwendbar, als auf den übrigen Boden.

2) Die Wirkung desselben ist wegen seiner vielen vortreflich thierischen Bestandtheile (namentlich der Gallerte oder des Leimes, des Fettes, der Phosphor-Säuren, Kohlen-säuren, Flußsäuren, kalkerdigen Salzen oder Kalkerde) ganz einzig, und treibt daher so schnell, daß Felder, welche damit gedüngt, die Früchte 14 Tage bis 3 Wochen eher reif liefern, als jene, welche mit Mist gedüngt worden sind. Nicht nur das Stroh, sondern auch der Kern wird bedeutend stärker und zeichnen sich daher die damit gedüngte, gegen jene mit Mist gedüngte Felder sehr vorthellhaft aus.

3) Bei jeder Fruchtgattung, Hanf, Flachß, Gemüse- und Oelsaamen aller Arten, ist dasselbe anwendbar; bei Korn, Gerste, Hafer, Hanf- und Flachßbau, Sommer- und Winter-saamen wird dasselbe zur Saatzeit mit untergeegget; bei den Kartoffeln wird solches beim Pflanzen oder Sezen derselben in die

Furche (bei 8 bis 9 Stück eine Hand voll) und nach der weiter angegebenen Quantität vertheilt, was durch einen Arbeiter, welcher hinter dem Kartoffeleinwerfer hergeht, geschehen kann; bei Kappes, Blumenkohl, Kohlrabi, Tabacks- und allen zu versehenden Pflanzen wird solches bei deren Versezen in die deshalbige Kante regelmäßig (bei 5 bis 6 Stück Pflanzen eine Hand voll) vertheilt, und bei den übrigen Gemüsearten wird dasselbe bei Einarbeitung des Saamens mit untergearbeitet.

4) Die Quantität, welche man bis daher angewendet hat, ist nach Verhältniß der Plätze verschiedenartig. Auf dem einen Orte hat man 300 Pfund und am andern 4 bis 500 Pfund auf den rheinischen Morgen oder Fauchert, um pur damit zu düngen, genommen.

Wenn das Verhältniß gegen Misdung angenommen wird, so rechnet man 25 Pfund Düngmehl so gut als eine Fubre des besten Mistes, welcher Maßstab in jeder Landesart gelten kann. Will man halb mit Mist und halb mit Düngmehl düngen, so eignet sich solches um deshalb sehr gut, weil ein Theil die schnellere Verwesung des andern befördert.

5) Beim Kleebau sowohl als sauren Wiesen ist die Anwendung dieses Mehlles vortreflich, saure Wiesen (wenn solche mit Gräben zum Austrocknen gehörig unterhalten werden) liefern alsdann im zweiten Jahre mehrentheils Klee und süße Futterkräuter, statt daß man das sonstige frühere Erzeugniß wegen der schlechten Qualität nicht geachtet hat.

7) Bei der Baumzucht jeder Gattung, so wie besonders auch beim Weinbau ist dasselbe vorzüglich anzuempfehlen.

Bei den Orange-Bäumen und allen im Spätjahr zu versehenden Topf-Blumensöcken, wird von Stein gereinigte Erde mit Düngmehl vermengt, 3 bis 4 Wochen in freier Luft gelassen, bei nicht Regenwetter öfters begossen — und der so bereitete Grund zum Versezen angewendet.

7) Die Dauer dieses Düngmehlles ist auf Felder und in Gärten 3 bis 4 Jahre anhal-